Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 10

Artikel: SOS
Autor: E.O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664669

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Menge verstummte. Die Worte des Alten hatten einen tiefen Eindruck gemacht. Die alte Zeit, unzerstörbar und unwandelbar wie das glühende gelbe Gold und die salzige See lag in den Worten des alten Kapitäns.

Da platzte das Heulen einer Sirene in das Schweigen der Menge. Drei moderne Stromlinienwagen sausten über den Strand, schleuderten in dem weichen Boden, spritzten den Sand nach den Seiten, dass die Menge erschreckt auseinanderfuhr. Dann sprangen mehrere Herren aus den Wagen, als letzter der Arzt mit seinem Verbandkasten.

«Lebt er?» fragte der erste der fremden Herren und beugte sich über den Alten auf der Bahre.

Der Arzt untersuchte das Herz, horchte eine Weile auf die wirren Reden des Erschöpften.

«Er lebt», antwortete jemand und hob sein Antlitz verklärt zum Himmel. «Ein Seeräuber aus alten Zeiten. Er lebt und wird Zeuge sein für kommende Geschlechter.»

«Reden Sie keinen Unsinn», unterbrach der Fremde. «Der Mann ist 70 Jahre alt und Film-Statist. Wir haben zehn Meilen östlich von Long Island Aufnahmen für den Film «Der Engel des Todes» gemacht. Die Nachbildung der alten ‚Unité' wurde von einem Motorboot an langer Leine geschleppt. Die Meutereiszenen waren eben beendet, und nun sollte der schurkische Steuermann diesen Statisten an den Mast binden und selbst in das Boot springen. Alles ging gut, da brach die Hölle los. Ein Hurricane, wie er noch nie so plötzlich gekommen war. Die Leine zwischen der ‚Unité' und dem schleppenden Motorboot brach, zu allem Ueberfluss schöpfte das kleine Boot Wasser, und der Motor setzte aus. Der Sturm fing sich in den alten Segeln und trieb die ‚Unité' nach Süden, die in den Nebelböen verschwand. Eine Woche haben wir mit drei Wachbooten des Küstenschutzes dieses Teufelsschiff gesucht, keine Kleinigkeit. Wenn wir nicht die Berichte Mr. Stinhops' gelesen hätten, suchten wir jetzt noch.»

Der Arzt hatte inzwischen den Unglücklichen untersucht. «Schweres Nervenfieber», meldete er dem Aufnahmeleiter. «Keine Kleinigkeit, am Mast eines Schiffes gefesselt durch den Orkan zu treiben. Hoffe aber, wir bringen ihn durch. Er phantasiert. Offenbar nach den Rollen, die er von den Schauspielern wochenlang gehört hat. Glaubt immer noch, Kapitän Cicely zu sein . . . »

Mit langen Gesichtern und etwas beschämt wich die Menge zurück, als man den alten «Piraten» in das Krankenauto schob, das inzwischen herangekommen war. Dann verschwand die Autokolonne ebenso rasch wie sie gekommen war.

Nur die Segelkorvette «Unité» lag als geborstenes Wrack in der Brandung, die See spülte über ihre Kanonen. Auf dem Mast wehte noch ein zerrissener schwarzer Stander mit einem Totenkopf.

Langsam, wie die Sonnenstrahlen zurückwichen, dunkelte das Zauberbild in der Brandung. Das aufgerissene Deck der Korvette sank langsam in das dämmrige Wasser und die wilden Fluten umschlangen den schwarzen Schiffsrumpf mit seinen alten Laternen. Um das Wrack glitten die Silhouetten einiger grosser Fische, sie sahen neugierig durch die offenen Stückpforten und waren die einzigen, denen es gleich war, in welchem Jahrhundert sie lebten . . . B.

SOS ...---...

Krachend und tosend fährt die Grosse Laui zu Tal. Starke Tannen splittern, Heugaden fliegen hexengleich durch die Luft, lösen sich in Balken, Bretter und Steine auf. Als hätte ein böser Berggeist seinen ganzen Hass zusammengeballt herabgeschleudert.

Nun herrscht wieder vollkommene Stille. Das Tal ist abgesperrt, und keine Verbindung mit der Aussenwelt ist möglich. Es wird Tage dauern, bis der Weg geöffnet, die Telephonleitungen wiederhergestellt sind.

Im feuchtheissen Bett windet sich stöhnend und fluchend der Bauer. Gestern noch war es leichtes Bauchweh; die Frau hat ihm das kleine Kissen mit den heissen Kirschensteinen gebracht, die Wärme hat ihm wohl getan und alles schien wieder gut. Heute sind es Stiche und Krämpfe; sie zerren ihn zusammen und werfen ihn von einer Seite auf die andere. Und der Arzt wohnt weit drunten in der Ebene, unerreichbar.

Während die Furcht ihren schweren, dunkeln Mantel über den Kranken legt und die Angst mit

Brieftauben im Parsenndienst

Photo H. P. Roth

spitzem Schnabel auf ihn einhackt, zieht der Tod seinen stählernen Ring um die Gedanken.

Für eines Herzschlages Länge wird der Bauer durch ein seltsames Geräusch in der Luft abgelenkt. «Ein Flugzeug? Wollen sie photographieren, was die Grosse Laui angerichtet hat?» Dann sinkt er wieder benommen in den quälenden Kreis zurück. Wie lange? Er weiss es nicht. Er schlummert unruhig.

Ein kühler Luftzug weckt ihn. Soeben schliesst die Frau die Türe. Am Bett steht der Arzt. Er schlägt die Decke zurück, tastet rasch ein paarmal den verkrampften Bauch ab. Dann nickt er wie bestätigend der Frau zu und macht sich an seinem Köfferchen zu schaffen. Es wird dunkel vor den Augen des Kranken. Ein süsslicher Geruch dringt durch die Nase, kratzt ihn im Hals, reizt ihn zum Husten. Nur wenige Atemzüge, dann versinkt er in traumlose Tiefen.

Langsam wird es heller. Eine wohltuende, grosse Müdigkeit umfängt ihn. Aus weiter Ferne hört er ganz schwach das Ticken der grossen Wanduhr und eine Stimme, die frägt: «Wie geht's dir?» Gleichzeitig sieht er aus einem Nebelkranz eine Hand, einen Arm sich seinem Gesichte nähern. Er spürt noch, wie die Finger über seine Stirn streicheln. Ein tiefer Atemzug, und er schläft wieder.

Am andern Tag erfährt er, was geschehen ist. Als es so schlimm um ihn stand, stapfte der Vater durch den hohen Schnee zum «Bären», in der leisen Hoffnung, er könne vielleicht doch noch den Arzt erreichen. Umsonst. Aber da hat ihn der Bärenwirt an den Pöstler gewiesen, der sei doch der «Brieftüübler». Und der Pöstler sagt bereitwillig zu. Nach kurzer Zeit schwingt sich die Taube in die Höhe, mit der Botschaft: «Dringend Arztbesuch, Blinddarmverdacht. Hubelbauer.»

Noch kreist der Vogel über dem Haus, als suche er etwas. Inzwischen hat der Pöstler sorgfältig eine zweite Taube aus dem Korb genommen — rührend, wie die rauhen Berglerhände sanft, fast zärtlich sein können — und auch sie in die Luft geworfen. Noch ein Kreis, und dann stechen die beiden Vögel pfeilgerade talabwärts . . .

«Eine Stunde später, und es wäre vielleicht zu spät gewesen», sagt der Arzt und hält den völlig vereiterten Wurmfortsatz in die Höhe. Dann wäscht er die Hände, nimmt Abschied und steigt zum Helikopter hinunter, der ihn wieder heim ins Dorf bringt.

Dass Tauben zu nützlichen Kurieren ausgebildet werden können, das wusste schon jener Kalif zu Bagdad, der im 12. Jahrhundert eine regelrechte Brieftaubenpost einrichtete. Aus dem Mittelalter berichten alte Chroniken, dass Brieftauben oft das einzige Mittel waren, mit dem Besatzungen belagerter Städte die Verbindung mit der Aussenwelt aufrecht erhalten konnten. Und noch während des ersten Weltkrieges wurden sie zur Nachrichtenübermittlung verwendet, als die Fronten erstarrten.

Der kräftige, zweckmässige Bau befähigt die Taube zu hohen Fluggeschwindigkeiten: erfahrene Brieftauben fliegen stundenlang im 60- bis 100-km-Tempo. Erstaunlich ist ihr Orientierungssinn, der sogar die moderne Wissenschaft noch vor Rätsel stellt. Vermutlich verfügen sie über eine Art Radarsystem, das dann aber wieder ein ausserordentlich leistungsfähiges Gedächtnis voraussetzt. Gestützt wird diese Annahme durch die Beobachtung, dass die Tauben zum Beispiel durch Kurzwellen verwirrt werden und ihren Weg nicht mehr finden. Sicher spielt auch die Gewöhnung an den heimischen Schlag und die Anhänglichkeit an den «Ehepartner» eine Rolle, obschon die zuletzt genannte Eigenschaft nicht über alle Zweifel erhaben sein soll . . .

Auch in unserm technisch so hoch entwickelten Zeitalter gibt es immer wieder Ereignisse, bei denen uns sogar die modernsten Hilfsmittel im Stiche lassen. Dann greifen wir wieder gerne auf Althergebrachtes zurück. So hat, um nur ein Beispiel zu nennen, der vorbildlich eingerichtete Parsenndienst als erste Rettungsorganisation im letzten Winter mit dem Training und dem Einsatz von Rettungsbrieftauben begonnen. Dabei hat sich gezeigt, dass diese besonders bei Lawinenkatastrophen, wenn die Telephonleitungen zerstört und alle Verkehrswege blockiert sind, vorzügliche Dienste leisten. Ausserdem sind sie ein vorzügliches Verbindungsmittel für Rettungskolonnen oder Patrouillen, die Meldungen aus dem winterlichen Gebirge ins Tal senden wollen. Es gibt ja noch genug Gegenden, wo keine SOS-Telephone zur Verfügung stehen!

Nicht jede Taube ist eine Brieftaube. Sie muss zuerst dazu erzogen werden. Diese Erziehung beginnt, wenn das Täubchen etwa acht Wochen alt ist. Sie setzt viel Tierliebe, Einfühlungsvermögen und Kenntnisse voraus. Man muss wissen, wann man dem Vogel zu fressen geben darf, wie man ihn an die Höhe gewöhnt, den Weg einprägt. Wenn dann aber der Betreuer sieht, wie seine Taube sicher dem Ziel zustrebt, dann fühlt er den stolzen Lohn seiner Geduld. E. O.

Brieftauben im Parsenndienst

Photo H. P. Roth